

Der Todte von Horror Island.

Roman von Harry Sheff.

(11. Fortsetzung.)

Susanne brachte es nicht über das Herz, die dringende Bitte des Justizrathes abzuschlagen. Sie bat ihn nur, sozuleist nach Hause fahren und einige Wäschestücke und Toilettenartikel holen zu dürfen und Gallus entließ sie mit herzlichem Händedruck.

„Um zehn Uhr geht mein Zug,“ rief er Susanne noch nach; „bitte, trefen Sie nicht zu spät zurück.“

Es hätte dieser Mahnung nicht erst bedurft, um Susanne zur Eile anzuspornen; sie hatte noch mancherlei zu Hause zu thun, ehe sie in das Bureau zurückkehren konnte. Die Bitte des Doctors war ihr, je mehr sie darüber nachdachte, nicht sehr angenehm. Ein Mann hätte für diesen Nachtposten viel besser gepostet. Aber sie konnte Gallus. Seitdem er seinen langjährigen Bureauvorgesetzten Händchen auf Verwehren betroffen hatte und ihn schimpflich zu entlassen gezwungen war, hatte seinen Vertrauen einen argen Stoß erhalten und nur sie, Susanne, hielt er für unwiderruflich zuverlässig und eroberte — sein Wunder also, daß er nur ihr sein Haus überantworten wollte.

Das wird also morgen ein ganz ausnahmsweise einsamer Heiligabend werden,“ seufzte Susanne; ich wollte wenigstens die Mutter besuchen und den Rest des Abends in der Grün'schen Familie verleben, aber daraus wird nun nichts — nun, das kann nichts nützen; erst das Geschäft, dann das Vergnügen.“

Sie hatte den Omnibus genommen, der sie bis vor ihr Haus nach der Prenglauer Allee brachte. Es war Nacht geworden, und die Schneehülle wehte über die Straßen und Plätze ausgebreitet lag, leuchtete durch das Dunkel, wirksam ebenfalls, als die hier sparsam aufgestellten Gaslaternen dieses Geschäft bestrahlen.

Als Susanne die Omnibus verlassen hatte und leichtfüßig dem Hauseingang zuwies, bemerkte sie schon von Weitem eine Männergestalt, die sich unter dem Thorbogen auf und ab bewegte. Sobald das junge Mädchen sich näherte, verließ das junge Mädchen seinen gegen den Schneefall schützenden Platz und kam mit langsamem Schritt auf sie zu.

„William!“ rief Susanne halblaut in beforragtem Ton, nachdem sie im Schein der nahe Laterne ihren Pfleger wieder erkannt hatte. „Du hier? Um Gottes Willen, die Mutter ist doch nicht erkrankt?“

„Na, gut geht es ihr gerade nicht,“ erwiderte der Lithograph, der in jenem kurzen abgetragenen Jacket, einem großen Filzhut und einem dreifach um den Hals gewickelten dunkelrothen Wollmantel keinen sehr reputirlichen Eindruck machte, „es ist mit der Mutter noch beim alten. Ich soll auch einen schönen Gruß ausdrücken, und sie läßt Dich fragen, ob Du heute Abend zu Hause festsitzt. Sie möchte Dich nämlich heute besuchen und Dir was Selbstgefrichted beschenken, indem sie Morgen den Weihnachtssabend zu Hause bei meiner Frau und mir verleben will.“

Susanne schlug bedauernd die Hände zusammen. „Das trifft sich aber unglücklich!“ rief sie; „die Mutter will mich besuchen und ich muß gerade heute Abend und die nächsten Tage nicht in meiner Wohnuna sein, ich schlafe fogar nicht einmal zu Hause.“

„So, das ist gerade von den Lippen William Strohbach's,“ Du schläfst nicht mal in Deiner Wohnuna — wo laßt Du denn Dein Haupt zur Ruhe, Kleine?“

„Ich schlafe in dem Buerau, in welchem ich tagtäglich arbeite, da mein Chef eine längere Reise antreibt und sein Eigenthum nicht unbeaufsichtigt lassen möchte.“

Zu Susannes größtem Erstaunen antwortete ihr der Lithograph: „Na, dazu könnte sich der Justizrath Gallus auch lieber männliche Hofe engagiren; aber das ist eben das größte Unglück in der heutigen Welt — die arbeitenden Frauen verdrängen die Frauen aus allen Stellen und nehmen unferneinem das bisschen Brot vor der Nase weg.“

„Was weißt Du vom Justizrath Gallus,“ sagte Susanne, sehr betroffen darüber, daß der Müßiggänger nun doch ihren Arbeitsplatz ersuchen hatte. „Wer hat Dir gesagt, daß ich bei Gallus angestellt bin, und wem verdankst Du überhaupt die Kenntniß meiner Privatadresse?“

Strohbach schlug die Arme tactmäßig über der Brust zusammen und stammte mit den Füßen die schneeige Straße. „Verteufelt kalt!“ brummte er; „man kriegt Luft zu was Warmem.“ — Wer mir Deine Adresse gegeben hat, Rothhäppchen? — Na, wer wird's denn sein — kannst es Dir nicht denken — wer hat mich denn hergeschickt — wer?“

„Also die Mutter.“

„Natürlich die Mutter. — Mit ihrem Besuch bei Dir ist es also nicht; ich will's bestellen.“

„Sag' ihr, ich käme so bald als möglich zu ihr, und meine Weihnachtsgaben für sie kannst Du sozuleist mitnehmen — doch nein, laß nur, ich will

Dich nicht belästigen, ich schicke sie schon zur Zeit.“

„Willst sie mir wohl nicht anvertrauen?“ fragte William, der den Gedankengang seiner Schwester thatsächlich erregt. „Nun, ich habe Dir noch nichts gestohlen. — Uebriens, Kleine, wie wär's mit einem Thaler als Weihnachtsspende? Ich möchte Maggie auch gern eine kleine Freude machen; und wenn Du mich 'runddreht und ausschüttelst, fällt kein rother Pfennig aus meiner Tasche.“

Susanne gab ihm ohne weiteres das Verlangte. „Hier,“ sagte sie, „und ich nünnsche Dir das Beste zum Feste!“

„Danke schön; ich wünsch' Dir auch vergnügte Feste!“ Und was mich anbelangt, weiß der Teufel, mir steckt es so in den Gliedern, als soll' mit ein hübsches Präsent beschenkt werden — so was ganz Werthvolles, was mich endlich aus dem Reich herausreißen könnte. Wollen sehen. Gute Nacht, Kleine — frohe Weihnacht!“

„Gute Nacht und viele Grüße für die Mutter!“ rief ihm das Mädchen nach, als er im Dunkel und Schneegestöber verschwand.

Nachdenklich schritt Susanne die Treppe empor. Sie mühte sich doch über die Mutter wundern; hatte sie ihr nicht versprochen, dem Lithographen und seiner Frau ihre Adresse zu verschweigen? Wenn nur diese rohen Menschen der alten Frau nicht auf gewaltthätige Weise ihr Geheimniß entzissen hätten!

„Fräulein Strohbach!“ — Pf, Fräulein Strohbach!“ — flüsterte eine bekannte Stimme wenige Treppentufen über ihr.

„Was giebt es, Herr Grün?“

Susannes Wirth, der kleine Schneidermeister Grün, sprang die Stufen herab. Die braunen Kinderaugen in seinem gelblichen, schwarzbärtigen Gesicht funkelten in dem Veräugeln, welches dem Schneiderlein die Mittheilung einer Neuigkeit verschafft.

„Sie haben Besuch, Fräulein,“ flüsterte er Susanne ins Ohr, „seinen Besuch.“

Susanne schrak zusammen. Neben, — war ihr erster Gedanke.

Nicht der junge Baron,“ setzte Grün auseinander, „den hätte ich nicht in Ihr Zimmer hineinlassen — diesmal ist's ein alter Herr.“

„Gleichviel, Herr Grün, Sie wissen, ich empfinde keine Besuche.“

„Aber er hat so eine Art, der alte Herr, daß man ihn nichts abschlagen kann — so halb freundlich und halb — das will ich und damit basta. — Schenkelmann, wie Sie mandamental auf emeritanisch sagen.“

Susanne lachte und beschleunigte ihre Schritte, um den „Schenkelmann“ doch auch so schnell als möglich kennen zu lernen.

„Da ist das Fräulein,“ rief der kleine Schneider, die Thür des Zimmers mit bedeuteter Verbeugung öffnend. Dann verschwand er blitzschnell hinter der gegenüberliegenden Thür in seine Werkstätte.

Susanne fand in ihrem traulich durchwärmten und behaglich erleuchteten Zimmer einen stattlichen alten Herrn, der es sich in einem Lehnstuhl bequem gemacht hatte und bei ihrem Eintreten ein Zeitungsblatt beiseite legte, in dem er las.

„Nehmen Sie dem Eindringling nicht gar zu sehr, liebes Fräulein,“ sagte er, sich verbeugend. „Ich heiße Oberländer und bin, wie Ihnen die verschiedensten Menschen in Berlin von mir versichern können, ein anständiger Mensch. Ein Auskunftsbureau würde Ihnen über mich schreiben, daß ich einen mäßigen Credit erhalten könnte. Und darum ist es mir gegenwärtig Ihnen gegenüber zu thun.“

„Ich bitte Sie um Credit — das heißt um Vertrauen, um Glauben. — Ich darf Ihnen wohl beim Ablesen Ihres Mantels beifällig sein. — Sie, mein Fräulein, sind mir hinlänglich bekannt,“ fuhr Oberländer in seinem jovialen Tone fort; „man hat Sie mir als einen Engel geschilbert, aber ich darf Ihnen wohl oßen heraus sagen, daß Sie nur ein liebes, reizendes Menschenkind sind — und das ist mehr.“

„Sind Sie nur gekommen, um mir Schmeicheleien zu sagen?“ fragte Susanne. „Ich hatte erwartet, daß eine Angelegenheit von Wichtigkeit Sie hierhergeführt — sonst wäre Ihr Besuch kaum zu rechtfertigen.“

„So hat man mir Sie geschilbert,“ lächelte Oberländer, „ein wenig empfindlich, leicht abweisend und leider gar sehr mißtrauisch. Haben Ihre Erfahrungen Ihnen denn wirklich ein Recht gegeben, in jedem Manne, der sich Ihnen nähert, einen Verräther zu erblicken?“

„Meine Erfahrungen sind gering — doch ich stehe allein in der Welt.“

„Ganz allein? Das ist traurig genug. Keinen Vater, keinen Bruder, der Sie schützen könnte?“

„Ich schütze mich schon selbst. Sie glauben gar nicht, wie vorsichtig ich sein kann — selbst älteren Herren gegenüber, die so ganz diplomatisch auf Umwegen meine Verhältnisse erfahren möchten und dabei gar nicht auf den Hauptpunkt zu sprechen kommen — den Grund, der Sie zu mir geführt.“

„Da hab' ich's nun weg,“ lachte der alte Herr, „mit den diplomatischen Schachzügen ist es also nicht — darum nur tapfer mit der Thür in's Haus gefallen! Ich bin hier, um eine schwere Anklage gegen Sie zu erheben.“

„Eine Anklage?“

„Ja, und ich formulire diese Anklage auf schwere Seelenverletzung, verübt mittelst des gefährlichen Instruments leicht bingeworfener Bemerkungen, verletzter Bewußtseins.“

„Und wer soll mein Opfer sein, mein Herr Richter?“

„Ein Mann,“ entgegnete Oberländer, „plötzlich sehr ernst werdend, „der es nicht verdient, daß ihm auch nur der leiseste Hauch eines Unrechts zugefügt wird, ein Mensch, der in sechs- unddreißig Jahren seines Lebens bewußt noch niemals irgend Jemand ein Leid zugefügt hat, dem alle, die ihn kennen und ihm nahehesten, in Liebe und Achtung zugehört sind, ein Reicher, der seinen Reichtum redlich mit seinen ärmeren Brüdern theilt, ein Vornehmer, vornehm in Gesinnung und Gefühl, ein Glücklicher, der es nur ist, wenn er andere glücklich machen kann.“

„So spricht vielleicht ein Vater, der in dem geliebten Sohn ein Ideal zu sehen meint,“ sagte Susanne mit leiser Stimme; „ahnte sie doch, wer ihr soeben geschilbert worden war.“

„Nein, so spricht ein Freund von dem Freunde, und nicht er allein, alle Welt spricht so von Baron Hans v. Rbeden.“

Susanne stand langsam auf; mit großen glänzenden Augen, in denen sich ihre tiefe Erregung widerspiegeln sah, schaute sie den alten Mann an. „Und Sie schlagen mich an, dem Baron nachgehen zu haben?“

„So weh, wie Sie es nicht ahnen können.“

„Nun denn, ich hatte ein Recht dazu,“ stieß Susanne hervor, „denn er — er war der erste Mensch in der Welt, der mich meine Armuth und Unbeschultheit bitter hat empfinden lassen, der durch einen gebrandmarkteten Betrüger meinen Stolz demüthigte und mich ärmer machte, als ich es vorher gewesen, da mit ein schöner Glaube gerausam zertrümmert wurde.“

„Halten Sie ein,“ rief Oberländer, die Hand erhebend, „Sprechen Sie nicht eben von einem gebrandmarkteten Betrüger? Wenn Ihnen dieser Mensch als ein Betrüger bekannt war, warum glauben Sie ihm, warum sprach in Ihrem Inneren nicht eine Stimme zu Gunsten eines unbescholtene Mannes, und warum sagten Sie sich nicht einfach: der Betrüger — betrügt!“

„Aber er gab mir Beweise; ich mußte ihm glauben, daß der Baron ihm Vertrauen geschenkt habe.“

„Alles nur Blendwerk, alles — Schein! Baron Rbeden vertraut seinem unwürdigen, Schnell, thun Sie den ersten Schritt, Ihr Unrecht gutzumachen — nennen Sie den Namen des Schurken!“

„Händchen! — ein Mann, den Doctor Gallus aus dem Hause gejagt.“

Oberländer war aufgesprungen. Als der Name von Susannes Lippen kam, wurden seine Blicke düfterer, und seine Brauen zogen sich zusammen. „Ich habe Rbeden genug gewarnt,“ murmelte er, „denn ich traute dem Menschen nie — aber jetzt, Fräulein, der Sad ist einmal geöffnet, schütten Sie ihn aus, und mögen die Schlangen heraustreten — wir haben sie nicht zu fürchten, wir zertreten dem Genuß den Kopf. — Erzählen Sie alles!“

Und Susanne, der es plötzlich zu Muth war, als fielen ihr Lichtstrahlen in die Augen, ergab sich in fliegender Eile, was Händchen ihr mitgetheilt, und wie sie durch seine Kenntniß ihrer Begegnung mit dem Baron hatte annehmen müssen, daß er wirklich ein Abgesandter Rbedens sei.

Als sie geredet, nahm der alte Herr ihre Hände in die seinigen und schaute ihr treuerzueig in die Augen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er bewegt, „wenn Sie heute Nacht zur Ruhe gehen, dann fügen Sie Ihrem Nachbarn einen kurzen Spruch hinzu, welcher lautet: „Vieder Gott, ich danke Dir, daß Du mich rechtzeitig ein begangenes Unrecht wieder gutzumachen ließe.“ — Denn Sie waren nahe daran, Fräulein, ein köstliches Gut zu verlieren, welches Sie, ohne es zu wissen, gewissermaßen auf der Straße gefunden hatten, ein Juwel, um dessen Besiz Sie tausende und abertausende Ihres Geschlechts beneiden werden.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ flüsterte Susanne. Sie wußte selbst nicht, warum, aber die Thränen waren ihr mit heischem Weh bis zum Halbe emporgestiegen, und sie hatte Mühle, theer Herr zu werden.

„Sie verstehen mich nicht?“ antwortete Oberländer. „Ich glaube es Ihnen, aber ich habe kein Recht, es Ihnen zu erklären, das wird zuverläßig ein anderer thun. Doch nun lassen Sie sich vor allem auseinandersehen, wie der würdige Herr Händchen zu seiner ganzen Wissenschaft kam.“

„Und er erzählt sie, wie Hans, von dem Wunsch geleitet, ihren wahren Namen zu erfahren, sich an den Director wandte und ihm, natürlich zu besseren Information, schilberte, auf welche Weise er Susanne zum erstenmal gesehen.“

„Diese vertraulichen Mittheilungen,“ schloß Oberländer seinen Bericht,

„hat sich dieser Halunke, der Händchen, dann zu nuge gemacht. Und Sie konnten wirklich die elenden, niedrigen Absichten und Gedanken des Burschen meinem armen Rbeden in die Seele schreien? Damit haben Sie ihm eine Kränkung zugefügt, welche Sie nicht schnell genug gutmachen können — hören Sie, nicht schnell genug!“

Susanne war in die Fensterhine getreten. Sie schob den Vorhang ein wenig zurück und starrte traumverloren in die Nacht hinaus.

Oberländer beschäftigte sich angelegentlich mit dem Zusammenfallen seines Zeitungsblattes und schien gar nicht damit fertig werden zu können. Er war Menschenkenner und gewährte dem jungen Mädchen am Fenster gern die Zeit, deren es bedurfte, um sich mit den widerstreitenden Gedanken und Empfindungen abzufinden und sich durch das Chaos von Zweifeln und Hoffnungen zur Klarheit durchzurängen.

Einige Minuten waren vergangen. In dem kleinen, in Sauberkeit erstahlenden Raum war nichts hörbar geseen als das Ziden der kleinen Weiduhr, die auf dem wohlgefüllten Bücherschrank stand. Da fühlte der alte Herr plötzlich eine weiche Hand auf seiner Schulter.

„Nicht wahr, ich darf Sie meinen Freund nennen?“ fragte Susannes sanfte Stimme hinter ihm.

„Das dürfen Sie, und ich hoffe, daß unsere Freundschaft, welche in dieser Stunde geschlossen wird, uns beider noch viel innige Freude gewähren wird.“

„Wenn Sie also mein Freund sind, dann beweisen Sie es auf der Stelle, indem Sie mir den Weg zeigen, mein Unrecht gutzumachen.“

„Fühlen Sie nicht selbst, mein Kind, daß es dafür nur ein Mittel giebt: eine offene Aussprache von Angesicht zu Angesicht und ein reuvolles Geständniß, das man Ihnen, dafür kann ich bürgen, nicht zu schwer machen wird.“

„Es sei,“ sagte Susanne einfach. „Wo kann ich — wo denken Sie, daß der Herr Baron v. Rbeden morgen meine Ab — seine Rechtfertigung entgegennehmen will?“

„Nicht morgen,“ rief Oberländer mit großer Entschiedenheit, „nein, Sie dürfen es nicht auf morgen verschieben. Wollen Sie noch eine ganze Nacht Ihr Unrecht auf Ihrer Seele und den drückenden Gram auf der feigenen Lasten lassen? Nein, nun das nicht. In einer einzigen Nacht sollen unendlich viele Sterne, und mit jedem von ihnen vergeht eine ganze Welt. Nein, was geschehen soll, muß heute noch geschehen — heute Abend.“

„Heute Abend? Unmöglich.“

„Nichts ist unmöglich, man braucht nur zu wollen. Und Ihr neuerfreund, mein Fräulein, hat bereits einen allerliebsten Plan, darf ich ihn vortragen?“

Stumm gab Susanne die Erlaubniß, und Oberländer setzte ihr mit schalkhaftem Lächeln eine Idee auseinander, welche so abenteuerlich und freisinnig schien, daß das junge Mädchen zuerst gar nichts davon hören wollte. Aber der alte Herr besah eine gehörige Portion Ausdauer, Schärffinn und Beredsamkeit. Er überwand alle Bedenken nach und nach siegreich, überzeugte das immer schwächer protestirende Mädchen vollkommen von der Zweckmäßigkeit seines Vorhabens und erlebte schließlich die Genußthnung, daß Susanne ausrief:

„O wie gut ist es, daß Sie die Menschen nur zu Gutem überreden wollen, Sie brachten es sonst erig, allerlei Unheil in der Welt anzurichten mit Ihrer Beredsamkeit. Mich haben Sie besiegt, und wenn ich heute den ersten dummen Streich begehe, seit ich denken kann — Sie sind mein Mitschuldiger!“

14. Capitel.

In den eleganten Räumen der Philharmonie herrschte das fröhliche, farbenglänzende Treiben eines Maskenballs. Die Lichter strahlten ein Meer von Helle aus, und die Wogen dieses Meeres umsäumelten die in kostbare buntfarbige Stoffe, in Seide, Sammet und Damast gehüllten Gestalten der Tanzenden, die unter der Seidenlärde lusterglühenden Gesichtern, diese hufschenden, zitternden Lichtwogen verschwammen mit dem funkelnden Strohglanz der Brillanten, der buntfarbigen Edelsteine, der goldenen und silbernen Verzierungen, mit denen die Kostüme früherer Zeiten geschmückt waren, in feinsten, das Auge blendenden Wärsenzäubern.

Das rauschende, faszinirende Trompetengeschmetter der Poissanderer Sufaren, deren Musikstapelle vollzählig für das Fest gewonnen worden, webte zeitweise ab mit den sanfteren, doch nicht minder lodend zum Tanz auffordernden Klängen eines Streichorchesters. Und in diese Tonfülle hinein ertönten fröhliches Lachen, vertrautes Scherzen und ab und zu aus den Nebenräumen, in denen sich das Büffet und eine Menge kleiner, zur Nacht einladender Tische befanden, der dumpfe Knall des entseffelten Champagner's. Die „Gesellschaft“ von Berlin hatte sich zu einem Wert der Nächstenliebe, der Warmherzigkeit versammelt, und wenn die meisten der Erschienenen auch nur ehren- und anstandslos ihre Goldstücke in den ihnen in's Haus getragenen

Opferstod hineingethan hatten — jetzt war man einmal dabei und wollte auch neben der Genußthnung, zu den wohlthätigen Opferfreudigen zu gehören, sich bestens unterhalten.

„Bist Du die Königin der Rosen, schöne Mäste?“ fragte ein Bettelmönch mit verstellter Stimme eine jünionische Frauengestalt, deren mit natürlichen Marschall Niel = Rosen überfärbetes mattgelbes Atlaskostüm allgemeine Bewunderung erregt hatte.

„Siehst Du das nicht an dem Diamant in meinem Haar, frommer Bruder?“

„Und wo blühen Deine schönsten Rosen?“

„In den Ufern der Seine,“ lautete die häufig geflüsterte Antwort.

„Gräfin Katalie, Sie sind es?“

„Und Sie, Hofrath Schaller — ich habe Sie längst erwartet.“

„Reichen Sie mir den Arm, wenn ich bitten darf; wir promeniren ein wenig durch den Vorhang — ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen.“

Die Rosenkönigin leate ihren Arm in den des Bettelmönchens, der seine für fromme Gaben bestimmte Tasche aus Sackeinen über die Schulter warf. Das sonderbare, so ungleiche Paar durchschritt langsam den Saal.

„Lassen Sie uns französisch sprechen,“ bat der Hofrath, „es sichert uns doch ein wenig vor den Lauschern. — Ich habe heute über Paris einen Bericht aus London empfangen.“

„Von Newport & Comp.“

„Jawohl. Eine überraschende und uns nicht äunstige Mittheilung.“

„Aus London? Wie wäre dies möglich?“

„Unfer Londoner Freund theilt dem Pariser Hauptbureau mit, daß seit einiger Zeit aufsuchen energische Nachforschungen über die Geschäfte unserer Gesellschaft im allgemeinen wie über die unferer Vertreter an der Themse im besonderen im Gange sind.“

„Reisefelige Nachforschungen?“

„Natürlich. Trotz umfassender Recherchen, welche mit der Newport & Comp. stets auszeichnenden Vorwitz betrieben wurden, ist es bis jetzt nicht gelungen, die Persönlichkeit unferes Feindes zu ermitteln. Das erhöht natürlich die Gefahr, in der wir alle schwelen. Dagegen sind unsere Londoner Freunde zu ihrem und unferem Erlaunen hinter einen Umstand gekommen, der Sie, Frau Gräfin, ganz besonders anregt.“

„Nicht?“ stieß die Rosenkönigin überlaut hervor. „Nicht?“

„Nehmen Sie sich in acht; Ihre Bewegungen zerrathen, daß unsere Unterhaltung über den Rahmen eines flüchtigen Ballgesprächs hinausgeht. Man beobachtet uns, wie ich glaube, bereits.“

„Wer sollte das thun? Wer sollte uns kennen?“

„Schauen Sie sich nicht zu auffällig um — ich beobachte schon seit einigen Minuten, daß jener Troubadour uns folgt und uns nicht aus den Augen läßt.“

„Ein Troubadour? Sind seine Farben Blau und Weiß?“

„Blau und Weiß, ganz richtig.“

„Es ist Gerfaut,“ flüsterte die Gräfin; wir müssen uns vor ihm hüten.“

„Das ist es ja, was ich Ihnen immer predigte. Doch hören Sie zu Ende. Newport's in London haben die Beweise, daß jener geheimnißvolle Verfolyer eifrig damit beschäftigt ist, Ihre Trauungsaffaire zu ermitteln.“

Es gereichte der geheimen Unterhaltung zwischen Katalie und Schaller zum Vortheil, daß die Sufaren gerade einen schmetternden Marsch bliesen, sonst wäre der Aufschrei, den die Rosenkönigin dieser Mittheilung folgen ließ, unfehlbar von den vorbeiwandelnden Paaren vernommen worden.

Der Bettelmönch brücte den Arm seiner Beleiterin fest an sich. „Was thun Sie?“ räumte er ihr zu. „Wollen Sie sich vertragen?“

„Aber das ist ja entsetzlich, was Sie mir toeben mitgetheilt haben. Was soll ich thun? Ich bin verloren, wenn alles entbude wird. — Und ich weiß, man würde mich im Stich lassen und opfern, um sich selbst zu retten.“

„Sprechen Sie nicht so töhrich. Man wird Sie schützen und in Sicherheit bringen, selbst wenn der schlimmste Fall einträte. Ich habe Sie nur warnen wollen, damit Sie diesem Gerfaut gegenüber noch vorsichtiger werden, denn ich traue dem Franzosen das Schlimmste zu. Wie stehen Sie jetzt mit ihm?“

Die Gräfin zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Wir befinden uns in verfahrenem Krisenzustande. Andre verlangt, daß ich ihn beirathe, was ja allerdings auch meine Absicht war.“

der Sie sich da hingeben, Frau Gräfin, nicht nur gefährlich für Sie — nein, für uns alle.“

„Sie mögen recht haben. Aber es ist fessam — ich habe den Mann, und doch ist mir seine Gesellschaft unentbehrlich; ich zittere bei dem Gedanken, ihn aufgeben zu sollen. O, verzeihen Sie, Hofrath — ich sehe, Andre giebt mir ein Zeichen, daß er mich zu sprechen wünscht, ich muß zu ihm. Wir sprechen uns noch am heutigen Abend — auf Wiedersehen!“

Die Rosenkönigin entzog dem Bettelmönch ihren Arm und eilte zu dem schlanke Troubadour hinüber, der scheinbar nachlässig an einer mit Tanznagarin und Silbergaze umwundenen Säule lehnte.

„Dieser Gerfaut muß beseitigt werden,“ murmelte der Hofrath zornig, unter seiner Kapuze zu dem Paar hinüberblickend; „er muß verschwinden, ehe er noch mit Hilfe des verlebten Weibes, das sich von ihm beherrschen läßt, Unheil anrichten kann. — He, Du Weiberarm von einem holländischen Bauern, was willst Du von dem armen Bettelmönch? — Spende mir lieber einen Silberthaler von Deiner Hand!“

„Endlich gefunden — das hat Mühe genug gekostet,“ flüsterte der Holländer, dem die Worte des Hofraths gellen.

„Sind Sie es, Händchen?“

„Ich bin's, und es war ein Glück, daß Sie mich mit einer Entlastung versehen, sonst hätte ich Ihnen keine Nachricht bringen können.“

„Was giebt's? Ist etwas vorgefallen?“

„Ja und nein. Wie man's nehmen will. Jetzt sagen Sie mir bestimmt: sollen wir es heute wirklich unternehmen?“

„Unbedingt. Gallus ist abgereicht Mein Beobachter, den ich ihm seit acht Tagen auf die Fersen setzte, hat mich gemeldet. — Wie spät ist es jetzt?“

„Gegen elf Uhr.“

„Im neun Uhr ist Gallus nach dem Bahnhof Friedrichstraße gefahren, das ist die letzte Meldung, welche ich erhielt, kurz bevor ich dieses Haus betrat. Die Wohnuna des Justizrath's ist heute Nacht ohne Aussicht.“

„Doch nicht so ganz,“ sagte Händchen so leise wie möglich, „ich bringe frischer und genauere Nachrichten. Gallus ist abgereicht, das stimmt, aber er hat seine Stenographen, die Schwester des Lithographen, zur Bewachung seiner Schätze zurückgelassen.“

„Das Mädchen — das ist ja vortrefflich! Mit der werdet Ihr doch fertig werden. Nehmt ihr die Schlüssel, die ihr braucht, mit Gewalt.“

„Das wäre schon recht,“ meinte der holländische Bauer, seine Larve, die sich ein wenig gelockert hatte, sorgsam befehaftig. „Das war natürlich auch meine Absicht — mit dem schwachen Mädchen würden wir schon fertig werden — so aber so; aber es hat sich da seeben etwas ganz Eigenbüßliches ereignet — etwas so Unerwartetes und Auffälliges, daß ich Ihren Rath einholen wollte, wie ich mich jetzt verhalten soll.“

„Treten Sie mit in jene Ecke, und erzählen Sie.“

Der Holländer und der Bettelmönch zogen sich in eine Ecke zurück.

Der Lithograph war es, „nahm hier Händchen mit der nöthigen Vorsicht das Gepräch wieder auf, „der mir heute Abend die Nachricht brachte, daß seine Schwester in der Abwesenheit des alten Bucligan — Händchens Hof beehrte Gallus mit derartigen Beleidigungen — „dort logiren sollte. Aha, dachte ich, jetzt heißt es aufpassen. Ich fuhr mit einem Freunde, auf den ich mich unbedingt verlassen kann, nach der Kronenstrasse, und wir gingen unaufhörlich dem Hause des Justizrath's gegenüber auf und nieder. Um neun Uhr sahen wir den Alten mit einem kleinen Koffer, einer Reisetasche und seinem Pelz in einer Droste vom Hause wegfahren — vermuthlich zum Bahnhof. Oben, in seinem Sprechzimmer, dessen Fenster auf die Kronenstrasse hinausgehen, war Licht; wir sahen auch an einem Fenster die Gestalt eines jungen Mädchens — Strohbach's Schwester war also auf ihrem Posten. Kurz vor zehn Uhr bog ein Dienstmann von der Friedrichstraße in die Kronenstrasse ein. Der Mann trug ein forsam eingeschlagenes Bündel und steuerte gerade auf das Haus des Justizrath's zu. Nach vielleicht fünf Minuten kam er ohne Bündel wieder aus dem Hause heraus. Die Geschichte fiel mir auf; ich machte mich an den Mann heran, und mit Hilfe einiger Cigarren gelang es mir, ihn auszuforschen. Er hatte das Bündel richtig an die „junge Dame bei Justizrath's“ abgeliefert.“

„Und wer hatte es ihm übergeben?“ forschte Schaller eifrig.

(Fortsetzung folgt.)

Der richtige Mensch muß zu jeder Zeit eine richtige Mischung von Männlichem, Weiblichem und Kindlichem haben.

Deutschland braucht mehr Männer als alte Weiber, mehr Praktiker als Theoretiker, höhere Ziele und ehrliche Gesinnung, als sie Egoismus, Kirchenthumpolizei, Schlecherei, Kriecherei, Byzantinismus zulassen, vor Allem gesunde Menschen.

Man muß einen Ort haben, wo man sein Herz ausschütten kann, und sei es nur — wie ein Ausfluß für die Tranktonne — eine Frau oder Gelebte für den Mann, ein Reichthum für einen Bismard.